

GERHARD LOHFINK

Ausgespannt zwischen Himmel und Erde

Große Bibeltexte neu erkundet



HERDER

Gerhard Lohfink

Ausgespannt zwischen Himmel und Erde

Große Bibeltexte neu erkundet

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2021

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder, Freiburg

Umschlagmotiv: Joseph Mallord William Turner,

Blick aus der Ferne auf Chambéry, 1836, Aquarell, Privatbesitz

E-Book-Konvertierung: Newgen Publishing Europe

ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-82810-2

ISBN E-Book (EPUB) 978-3-451-82581-1

ISBN (Print) 978-3-451-38810-1

LINDA M. MALONEY
in Dankbarkeit gewidmet

Inhalt

Vorwort

TEIL I Grundlegendes

Bedeutungslos im Kosmos?

Aus der Rippe des Adam

COVID-19

Hat Gott einen Namen?

Die zwei Seiten des Glaubens

Eine veränderte Welt

Auf dem Wasser gehen

Kompliment und Gegenkompliment

Anscheinend gegen jede Vernunft

Wo ist das Land?

Die »Armen« der Bergpredigt

Noomi und Rut

Die Kostbarkeit des »Jetzt«

Kann Erinnerung erlösen?

Geistliche Gemeinschaften im Licht der Bibel

TEIL II Festzeiten und Feste

Adventliche Naherwartung

Wie der Menschensohn kommt

Weihnachten ohne Krippe und Hirten

Ein ersehntes Kind

Der Weihnachtsfriede ist anders

Die Sternkundigen aus dem Osten
Weshalb lässt sich Jesus taufen?
Worin Jesus versucht wurde
Das Problem mit den Fastenvorsätzen
Die Todesangst Jesu
Die Klagen des Gekreuzigten
Das österliche Halleluja
Von den Emmausjüngern lernen
Die längste Ostergeschichte
Die Stimme des wahren Hirten
Ein Zerrbild der Himmelfahrt Christi
Eine Geschichte des Widerwillens
Wer ist der Heilige Geist?
Kann man den Geist Gottes wahrnehmen?
Der sich verschenkende Gott
Der dreieine Gott im Hochgebet
»Ihr seid Gottes Tempel«
Noch nie so viele Märtyrer!
Unser Dienst an den Toten
Die Aktualität des Christkönigsfestes
Das Warten auf den Bräutigam

TEIL III In der Freude des Glaubens

Die Freude des Zachäus
Die Basis christlicher Sorglosigkeit
Wie Gott tröstet
Die Last und das Glück der Erwählung
Die Härte und die Leichtigkeit der Nachfolge
Überströmender Reichtum
»Wenn Brüder in Eintracht beisammen wohnen«
Die Tischordnung des Reiches Gottes
Generiert der Glaube Gewalt?

Verfluchen damals und heute
Ein Kampf in der Wüste
Elija wünscht sich den Tod
Ein Mantel fliegt durch die Luft
Maria und Marta
Das Flehen des Aussätzigen
Krankheit und Schuld
Die Basis des biblischen Ethos
Die Mitte der Tora
Wie sich das Reich Gottes ereignet
Die Biologie des Reiches Gottes
Die Fremdheit des Vaterunsers
Das unablässige Gebet
Unandächtig
Der Reichtum der armen Witwe
Wie die Kirche wächst
Distanziert und unerschütterlich?
Taufe als Tod und Auferstehung
Tätiges Warten
Das Weinwunder zu Kana

Danksagung

Der Ort der einzelnen Kapitel im Kirchenjahr

Verzeichnis der Schriftstellen

Vorwort

Wer glaubt, lebt in einer unendlichen Weite. Er blickt auf zum Himmel – und steht doch fest auf der Erde. Er bewundert die Unermesslichkeit des Kosmos – und bestaunt eine winzige Blume. Er kennt die Abgründe des menschlichen Herzens – und wird getröstet von dem Lächeln eines Kindes.

Er setzt auf den Einzelnen – und hat doch begriffen, dass Gott in der Welt ein Volk braucht. Er hat erkannt, dass er selbst handeln muss – und erfährt dabei ständig, dass alles Gnade ist. Er lebt ganz im Heute – und streckt sich aus nach dem, »der kommen wird«. Er weiß, dass er Staub ist – und zugleich von seinem Schöpfer unendlich geliebt. Er glaubt an das Gericht – aber ebenso an das abgrundtiefe Erbarmen Gottes. Er hat unzählige Väter und Mütter im Glauben – aber entscheidend ist sein Leben in Christus.

Alles, was seit Abraham in dem unablässigen Experiment des Glaubens erfahren wurde, steht in dem einen, einzigen Buch – und dennoch ist sein Glaube keine Buchreligion, sondern Freude im Heiligen Geist. Immer neu fasziniert ihn, wie sehr der christliche Glaube ein radikal vernünftiger Glaube ist – doch zugleich ist er glücklich, dass eben dieser Glaube alle Vernunft in das Geheimnis des dreieinen Gottes hinein übersteigt.

Wer auf Jesus Christus setzt, ist ausgespannt zwischen Himmel und Erde. Diese Spannweite des Glaubens können schon Kinder und Jugendliche erahnen, aber noch nicht ermessen. Wir brauchen dazu ein ganzes Leben. Wir brauchen dazu Brüder und Schwestern, die zusammen mit uns zu Gott unterwegs sind. Und wir brauchen dazu den lebendigen Umgang mit der Heiligen Schrift, damit wir sie immer besser erkunden und uns auf das Wagnis einlassen, sie zu leben.

Dementsprechend richten sich die folgenden Texte nicht nur an Fernstehende, die vorhaben, Jesus Christus und seine Botschaft genauer kennenzulernen. Sie richten sich genauso, ja noch mehr, an Christen,

die Sehnsucht danach haben, die Bibel besser und tiefer zu verstehen. Ich wünsche meinen Leserinnen und Lesern viel Spannung und Freude auf den Wegen durch die Heilige Schrift, die in diesem Buch gegangen werden.

Ich widme es in Dankbarkeit meiner ehemaligen Schülerin in Tübingen Rev. Dr. Linda M. Maloney. Sie lebt längst wieder in den USA und ist eine unermüdliche Arbeiterin im Sinne von Röm 16,12. Neben all ihren beruflichen Pflichten übersetzt sie gewandt und sachgerecht meine Bücher ins Englische.

Am 6. Januar 2021

Gerhard Lohfink

TEIL I

Grundlegendes

Bedeutungslos im Kosmos?

Der bekannte englische Autor Ian Mc Ewan schildert in einem seiner Romane, der den schlichten Titel »Saturday« trägt, einen einzigen Tag, einen Samstag. Es ist ein dramatischer Tag im Leben des Neurochirurgen Henry Perowne. Zu dessen Beruf gehört es, dass er immer wieder Schädel öffnet und dann tief in das Hirn, tief in die graue und weiße Hirnsubstanz eindringt. Perowne versteht sich als Materialist. Schon auf den ersten Seiten des Romans fängt er an, über die Gottgläubigen nachzudenken. Er nennt sie allerdings nicht »gottgläubig«, sondern »übernatürlich Veranlagte«. Er versucht, sie psychiatrisch zu verorten. Und das sieht dann folgendermaßen aus:

All diese »übernatürlich Veranlagten« (der Leser kann vom Zusammenhang her nur an Muslime und Christen denken) leiden an einer »gefährlich überzogenen Subjektivität«. Sie leben in einem »Beziehungswahn« und ordnen die Welt allein »nach dem Maß ihrer eigenen Bedürfnisse«. Sie sind krank, und ihre Krankheit besteht darin, dass sie die völlige »Bedeutungslosigkeit« des Menschen nicht wahrhaben wollen. Deshalb schaffen sie sich ein bombastisches Bezugssystem mit Größen wie Gott, Schöpfung, Himmelfahrt, ewiges Leben.

Dieses Bezugssystem, das genau genommen ein Wahnsystem ist, ermöglicht ihnen, sich selbst als unendlich wichtig und bedeutungsvoll zu betrachten. In Wahrheit ist der Mensch ein völlig unbedeutendes Stäubchen in einem leeren und kalten Kosmos. Doch das wollen die »übernatürlich Veranlagten« eben nicht wahrhaben. Deshalb das Wahnsystem, das sie sich entworfen haben und das sie trösten soll! Deshalb der ins Krankhafte gesteigerte Versuch, aus der völligen Bedeutungslosigkeit des Menschen metaphysische Gebirge aufzubauen! Am äußersten Ende ihres Systems und überhaupt aller religiösen Systeme wartet die Psychose.

Allerdings formuliert unser Gehirnspezialist das alles nicht ganz so konturiert, wie es hier erscheint. Er ist kein aggressiver Atheist, sondern ein höflicher und sympathischer Wissenschaftler. Aber an

seiner tiefen Skepsis ist nicht zu zweifeln. Unsere Zukunft wird nicht von »irgendwem im Himmel« bestimmt. Den »kinderliebenden Vater im Himmel« gibt es nicht, und »Verheißungen« werden hier in »dieser Welt wahr und nicht in der nächsten«. Deshalb »lieber Einkaufen als Beten«.

Das alles assoziiert Henry Perowne schon in den allerersten Stunden jenes Samstags, an dem der gesamte Roman spielt. Dieser Tag wird sich dann dramatisch entwickeln.

Ein Wahnsystem?

Wenn uns dieser Neurochirurg gegenüberstände – wie könnten wir mit ihm ins Gespräch kommen? Sollten wir ihm sagen, dass nicht diejenigen, die an Gott glauben, in einem Wahnsystem leben, sondern möglicherweise er selber? Leiden vielleicht gerade diejenigen, die Gott leugnen, unter eingeschränktem Sehvermögen, das sauberes Denken verhindert? Um nur ein einziges Beispiel zu nennen: Fliehen die dezidierten Atheisten nicht vor der Frage, wieso es den Kosmos, wieso es die Welt gibt? Wieso gibt es überhaupt Seiendes und nicht lieber das absolute Nichts? Christen haben auf diese grundlegende Frage eine vernünftige Antwort. Atheisten müssen sie ständig verdrängen oder dümmlische Antworten geben wie zum Beispiel: Der Kosmos war halt schon immer da, oder: Er ist durch einen Zufall ganz von selbst entstanden.

Könnte es vielleicht sogar sein, dass es Menschen gibt, die Gott nur deshalb leugnen, weil sie es nicht ertragen, nicht selber Gott zu sein? Ein wenig anders formuliert: Sie selbst wollen Herr sein, wollen die Macht haben, wollen ihr eigenes Gesetz sein. Und genau das hieße, in einem Wahnsystem zu leben. Als Raymond Kurzweil, Director of Engineering bei Google, einmal gefragt wurde, ob es einen Gott gäbe, antwortete er: »Noch nicht!« Die Antwort enthüllt die brennende Sehnsucht des Menschen, Gott zu spielen und alles, wirklich alles, was technisch machbar ist, auch zu machen – gleichgültig, was die Folgen sind.

Aber solches Argumentieren hätte wohl wenig Sinn. Wir würden dann nur den Stein zurückwerfen, mit dem auf uns gezielt wurde. Und wir könnten ewig darüber streiten, wer von den beiden Seiten denn nun wirklich in einem irrealen Bezugssystem lebt, das die Wirklichkeit der Welt nicht zur Kenntnis nimmt oder sie sogar pervertiert.

Die Macht Jesu

Wenn ich mich mit solchen Fragen beschäftige, hilft mir am Ende immer ein relativ einfaches *Procedere*: Ich schaue mir der Reihe nach die großen Menschen der Weltgeschichte an – diejenigen, die der Philosoph Karl Jaspers die »maßgebenden Menschen« genannt hat. Und dann bleibt mir am Ende immer nur Jesus übrig, der im letzten Kapitel des Matthäusevangeliums von sich selbst sagt: »Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf der Erde« (Mt 28,18). Worin besteht diese verborgene Macht, mit der Jesus jetzt seit fast 2000 Jahren unaufhaltsam in der Geschichte wirkt?

Es ist nicht die Macht eines Staates. Es ist nicht die Macht der Gewehre, der atomaren Rüstung oder der schnelleren Forschung. Es ist erst recht nicht die Macht des Kapitals. Es ist auch nicht die Macht der Massen, die auf den großen Plätzen protestieren. Und es ist schon gar nicht die Macht der Propaganda und der schlagkräftigen Parolen, der raffinierten Indoktrination und der Verführung.

Die Macht Jesu ist anderer Art. Sie besteht darin, dass er die »Wahrheit« ist (Joh 14,6). Er ist die Wahrheit in dem Sinn, dass er allein die Lösung hat für das Leid der Menschen und die schreckliche Not der Gesellschaft. Seine Lösung sind Gemeinden, in denen Menschen in Freiheit ihr Leben miteinander verbinden und nach der Bergpredigt leben. Eine andere Lösung für das Elend in der Welt gibt es nicht. Es ist ja längst alles durch-experimentiert worden: Der Egoismus, der sich selbst zum Mittelpunkt der Welt macht und immer nur fragt: »Was ist *für mich* gut?« Der Hedonismus, der meint, das Glück des Menschen läge im Kitzel des Augenblicks, im Verbrauchen und Konsumieren. Der Individualismus, der sagt: »Jeder für sich allein! Vertraue niemandem!«

Der Kommunismus und der Faschismus, die den Menschen in ein Kollektiv verwandeln und zu seinem Glück zwingen wollten.

Das 19. und 20. Jahrhundert waren eine Kette unablässiger Experimente, was für die Menschheit das Beste wäre – und all diese Experimente hatten schreckliche Folgen: den Tod oder das namenlose Elend vieler Millionen. Der einzige Weg dahin, dass Menschen in Frieden und Freiheit zusammenleben können, ist die Bergpredigt Jesu, gelebt in Gemeinden, die seiner Spur folgen. Jesus hat wirklich die Lösung gebracht – und das ist seine »Macht«.

Frei von sich selbst

Noch tiefer gesehen besteht die Macht Jesu aber darin, dass er nichts für sich selbst gewollt hat. Er wollte einzig und allein, dass der Plan Gottes gelingt: Er lebte ganz für die Sammlung und Erneuerung des Volkes Gottes, in dem jeder Einzelne als Einzelner kostbar und unersetzbar bleibt – und das doch ein wirkliches Volk ist. Weil Jesus frei war von sich selbst, war er frei für Gott. Und so konnte Gott durch ihn handeln und in ihm Gegenwart werden für die Welt.

Es ist eine leise, sanfte, den Menschen zu seiner Freiheit aufrichtende Macht – völlig anders als die Macht der Mächte dieser Welt. Diese Art »Macht« kann man sich nicht nehmen, nicht erkämpfen, nicht erschleichen. Sie kann nur »gegeben« werden. Deshalb sagt Jesus in jener gewaltigen Szene am Ende des Matthäusevangeliums als der Gekreuzigte und von Gott in den Himmel Erhöhte: »Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf der Erde.«

Wenn ich die maßgebenden Menschen dieser Welt vor meinen Augen vorüberziehen lasse, finde ich bewundernswerte Männer und Frauen, von denen ich lernen kann. Aber ich finde niemanden, der solche Macht hat, solche Wahrheit, solche Eindeutigkeit, solches Wissen über den Menschen und die Welt – und von dem zugleich eine Faszination ausgeht, die nicht verführt, sondern letzte Freiheit schenkt.

Das christliche Bezugssystem

Deshalb ist der Glaube an den Gott Jesu Christi kein Bezugssystem, das wir Christen uns erdacht hätten, um uns in der Unendlichkeit des Kosmos als bedeutungsvoll ansehen zu können. Unser Bezugssystem ist einzig und allein Jesus von Nazaret – und sind die, die ihm seit Abraham vorangegangen sind. Wir sind nicht einer Projektion gefolgt, sondern tausendfach geprüfter, erprobter, durchlittener Erfahrung mitten in der Welt und ihrer Geschichte, die in diesem Jesus ihre Summe und ihr Ziel gefunden hat.

Und wie steht es mit dem Vorwurf, wir würden die Bedeutungslosigkeit des Menschen im Kosmos nicht akzeptieren? Dieser Vorwurf hat keine Ahnung von dem, was die biblische Tradition wirklich sagt. Wir Christen bezeugen mit größter Nüchternheit, dass wir tatsächlich völlig bedeutungslos sind. Blätter im Wind sind wir, Staub im Kosmos, am Ende eine Handvoll Erde.

*Bedenke, Mensch, du bist Staub,
und zum Staube kehrst du zurück –*

wird uns am Aschermittwoch gesagt, wenn uns ein Kreuz aus Asche auf die Stirn gezeichnet wird. Wir glauben aber zugleich, dass wir von Gott geliebt sind und in Christus schon jetzt »mitauferweckt und miteingesetzt sind in die Himmel« (Eph 2,6). Genau das feiert das Fest »Christi Himmelfahrt«. Um die Wahrnehmung dieses Ausgespannt-Seins zwischen Erde und Himmel wird es in diesem Buch gehen.

Aus der Rippe des Adam

In Genesis 2,4–25 wird erzählt, wie Gott den Menschen aus Lehm vom Ackerboden formt, ihm Lebensatem in die Nase bläst und ihm einen Wohnsitz im Garten Eden gibt. Wenig später schafft Gott für den Menschen eine Frau, indem er ihn in Tiefschlaf versetzt, ihm eine Rippe herausoperiert und aus dieser Rippe die Frau formt.

Als ich zehn Jahre alt war, kam es mir komisch vor, dass Gott wie ein Chirurg an der Rippe des Adam herumgeschnipselt haben soll. Heute bewundere ich den Text. Ich höre ihn nicht mehr naiv und erst recht nicht fundamentalistisch.

Fundamentalisten müssen die Erzählung Gen 2,4–25 als historischen Bericht verstehen und sich Gott als Anästhesisten und Chirurgen vorstellen. Doch wir haben die wunderbare Freiheit, die Erzählung der Erschaffung von Mann und Frau am Anfang der Bibel sachgerecht wahrzunehmen. Das heißt: Uns dürfen die Bilder wirkliche *Bilder* bleiben. Gerade so bleiben wir bei dem, was sie theologisch sagen wollen. Und gerade so gewinnen die Bilder ihre Kraft und ihre Wahrheit.

Die Heilige Schrift beginnt mit *zwei* Schöpfungserzählungen, die schon in sich völlig verschieden sind und uns so darauf hinweisen, dass sie richtig gelesen sein wollen. Die erste Schöpfungserzählung steht in Gen 1,1–2,4 a. Die zweite in Gen 2,4b–25. Wer diese beiden Texte als Dokumentarberichte liest, gerät mit der Tatsache der Evolution in einen unlösbaren Konflikt. Als man einst der Gattin des anglikanischen Bischofs von Worcester in England von Charles Darwin erzählte und von seiner Evolutionstheorie, soll sie ausgerufen haben: »Lieber Gott, lass es nicht wahr sein, und wenn es doch wahr ist, dann lass es wenigstens nicht bekannt werden!«

Diese kindische Angst brauchen wir nicht zu haben. Wer die Bilder der Schöpfungserzählungen *Bilder* sein lässt, hat mit der Evolution keine Schwierigkeiten. Und was viel wichtiger ist: Er begreift dann wirklich etwas vom Geheimnis des Menschen.

Der Mensch und die Tiere

Greifen wir eines der großartigen Bilder von Gen 2 heraus: Gott formt aus Lehm »alle Tiere des Feldes und alle Vögel des Himmels«, um dem Menschen eine »Hilfe« zu schaffen – eine Hilfe, die ihm »entspricht«, die ihm »ebenbürtig« ist und seine Einsamkeit beendet. Und er führt dem Menschen alle Tiere vor, eins nach dem anderen.

Doch der Versuch misslingt. Er führt noch nicht zum Ziel. Der Mensch gibt zwar jedem der Tiere einen Namen, das heißt, er ordnet die Welt, die ihn umgibt und schafft sie durch die Namensgebung noch einmal neu. Er fasst die Welt in Begriffe und »begreift« sie auf diese Weise. Aber ein Lebewesen, das ihm selbst entspricht, kann er dabei nicht finden.

Welch ein Bild, wenn wir es als *Bild* wahrnehmen! Der allwissende und allmächtige Gott probiert. Er experimentiert und macht Versuche, die fehlschlagen. Damit ist der Text schon sehr nahe am Geschehen der Evolution, die zwar zielgerichtet ist, aber ihren Weg über »Versuch und Irrtum« nimmt.

Das Bild zeigt freilich noch mehr: Wenn der Mensch in keinem Tier den zutiefst ersehnten Partner findet, so will das doch vor allem sagen, dass er anders ist und dass er mehr ist als alle Tiere. Die Gentechniker haben zwar recht, wenn sie sagen, 98 % unseres Erbguts würden mit dem Erbgut des Schimpansen übereinstimmen. Aber über den Geist Gottes, der von Anfang an die noch ungeformte Welt umgab und den Gott (wieder im Bild gesprochen) dem Menschen »als Lebensatem« eingehaucht hat – über diesen Geist reden die Naturwissenschaftler nicht und darüber dürfen sie wegen der Grenzen ihrer Methode auch gar nicht reden. Sobald sie nämlich behaupten, das »Gesamt der Wirklichkeit« ließe sich restlos mit naturwissenschaftlichen Methoden beschreiben und erklären, setzen sie eine Grundentscheidung, die ein reines Postulat bleibt.

Doch unser Text geht weiter: Gott hat mit den Tieren noch nicht erreicht, was er erreichen wollte: ein Wesen, das dem Menschen »ebenbürtig« ist. Das heißt übertragen in unser heutiges Weltbild: der Mensch ist noch kein Gemeinschaftswesen. Er lebt zwar soziobiologisch gesprochen schon in Sippen, er heult mit der Horde, er

jagt im Rudel, er stürzt sich auf das erlegte Wild und teilt die Beute, aber das, was personale Gemeinschaft ausmacht, ist noch nicht oder erst in rudimentären Ansätzen Realität geworden.

»Als Mann und als Frau«

Und so baut Gott aus einer Rippe des Menschen die Frau und führt sie dem *adám*, dem Menschen, zu. Und der bricht in einen Jubelruf aus. Was er sagt, ist im Hebräischen mitten in einem reinen Prosatext rhythmisch geformt. Der Mensch ruft:

*Das endlich ist Bein von meinem Bein
und Fleisch von meinem Fleisch! (Gen 2,23)*

Die Feministinnen und Feministen sind mit dieser Darstellung zwar höchst unzufrieden. Sie wittern männliche Herrschaftsgelüste und übelste patriarchalische Allüren. Dass der Mann zuerst da gewesen sei und die Frau aus einem Rippenstück des Mannes hergestellt werde, zeige doch das arrogante Überlegenheitsgefühl des Mannes, das solchen Texten anhafte.

Aber man kann den Text auch anders verstehen. Man darf ihn im Gesamt der Bibel lesen. Und da war in Gen 1,1–2,4 eben schon eine erste, umfassende Schöpfungserzählung vorangegangen, die überhaupt keine Priorität des Mannes kennt, sondern geradezu lapidar sagt:

*Und Gott erschuf den Menschen als sein Bild.
Als Bild Gottes erschuf er ihn.
Als Mann und Frau erschuf er sie. (Gen 1,27)*

Außerdem: Muss man denn gleich an Geschlechterkampf denken, wenn gesagt wird, dass die Frau aus der Seite des Mannes genommen sei? Da ist ein jüdischer Kommentar der gemeinten Sache viel näher:

Gott hat die Frau nicht aus dem Kopf des Mannes geschaffen, dass sie über ihn herrsche, aber auch nicht aus seinen Füßen, dass sie seine

Sklavin sei, sondern aus seiner Seite, dass sie seinem Herzen nahe sei.

Im Übrigen heißt es ja später in der zweiten Schöpfungserzählung nicht: »Darum verlässt die Frau Vater und Mutter und hängt ihrem Mann an«, sondern völlig im Gegensatz zu den damals herrschenden Institutionen und Sozialstrukturen:

Darum verlässt der Mann Vater und Mutter und hängt seiner Frau an, und sie werden ein Fleisch. (Gen 2,24)

Weil damals die *Frau* Vater und Mutter verlassen musste und nicht der *Mann*, ist dieser Text revolutionär. Er entwirft konträr zu den sozialen Konventionen des Alten Orients eine Gegenwelt, die ganz von der elementaren Kraft der Liebe zwischen Mann und Frau ausgeht.

Doch nicht nur dieser Abschluss der zweiten Schöpfungsgeschichte, sondern die gesamte Erzählung ist von einer nicht auszulotenden Tiefe. Wie unergründlich schon der Anfang:

Gott, der HERR, formte den Menschen aus Staub vom Ackerboden und blies in seine Nase den Lebensatem. So wurde der Mensch zu einem lebendigen Wesen. (Gen 2,7)

Wir dürfen dasselbe heute abstrakter und differenzierter sagen, ohne dass wir dabei die Kraft der alten Bilder je einholen könnten. Wir dürfen sagen: Gott hat die Materie damit begabt, sich zum Menschen hochzuentwickeln, auch wenn sie dazu unfasslich lange Zeit gebraucht hat. Sie sollte es in Eigenständigkeit tun können. Gott ließ der Materie alle Zeit, die sie benötigte, um schließlich im Menschen zum Bewusstsein ihrer selbst zu kommen.

Der Mensch braucht Hilfe

Aber kehren wir noch einmal zu unserem Text zurück. Er sagt nicht nur: »Gott machte den Menschen zu einem lebendigen Wesen« (Gen 2,7). Er sagt: Der Mensch ist mehr als nur ein lebendiges Wesen. Sonst

hätten ihm die Tiere als Partner genügt. Der Mensch ist ein Wesen, das erst in Gemeinschaft mit einem anderen »Du« ganz zu sich selbst kommt. Das schildert die Erschaffung der Frau aus der Seite des Mannes und die Zuführung der Frau zu dem Mann durch Gott selbst. Und das schildert der Ausruf des Mannes, der eben nicht das Gebrüll eines Herrschers, sondern ein Jubelruf ist. Menschsein, wollen diese Bilder sagen, ist Mitsein – Miteinandersein im Vertrauen und in der Freude gegenseitiger Hilfe.

Das alles sagt sich so schön. Doch wenn wir die Welt betrachten, müssen wir feststellen, dass Leben gerade kein »Miteinander im Vertrauen« ist. Der Vogel, der auf der Wiese nach Würmern sucht, hebt immer wieder das Köpfchen und sichert nach allen Seiten. Sein nie nachlassendes Sichern ist ein Bild reinen Misstrauens. Vertrauen ist eben kein naturgegebener Zustand, sondern muss gestiftet werden. Vertrauen muss unter Schmerzen und Opfern errungen werden.

So wird deutlich, dass die beiden Schöpfungsgeschichten am Anfang der Bibel gar nicht in erster Linie von einem vergangenen Ur-Anfang erzählen wollen. Sie erzählen vielmehr, wie Gott den Menschen gedacht hat und wozu er ihn bestimmt hat. Die Menschwerdung des Menschen brauchte eine extrem lange Zeit, und sie fand erst in der Befreiung und Erlösung durch Jesus Christus ihr Ziel.

So drängt uns die Bibel geradezu, den Text von der Erschaffung der Frau auch auf die neue Schöpfung Gottes, nämlich auf die Kirche hin zu lesen. Dann schildert dieser Text in seinem tieferen, gesamtbiblischen Sinn, wie die Kirche als die »neue Eva« aus der Seite Christi, des »neuen Adam«, hervorgegangen ist. Die Theologen der frühen Kirche orten diesen Hervorgang der Kirche aus der Seite Christi im Kreuzesgeschehen. So viel hat es gekostet, wirkliches Miteinander zu stiften. Erst in der Ausweitung bis zu dem Kreuz Christi hin wird die unheimliche Wahrheit von Gen 2 erkennbar: Der Mensch ist auf ein »Du« hin geschaffen, ja, aber dass diese Beziehung auf den Anderen hin gelingt, ist von der bloßen Natur, ist von der reinen Biologie her nicht möglich.

Sicher, es gibt den seltenen Fall von Ehen, die aus einer glücklichen Konstellation oder einer fast naturhaften Begabung gelingen. Aber davon kann die Kirche nicht ausgehen. Sie ist sehr realistisch. Sie weiß,

dass der Mensch Hilfe braucht. Diese Hilfe ist die Kirche selbst, die aus dem Kreuzesleib Christi entstanden ist. Diese Hilfe ist das Miteinander der christlichen Gemeinde.

In ihr wird es möglich, dass auch Eheleute ein erfülltes Leben führen. In ihr wird es möglich, dass Ehen gelingen. In ihr wird es möglich, dass Verheiratete einander neu finden. In ihr wird es sogar möglich, dass Verheiratete getrennt und doch nicht allein sind. In ihr gibt es Ehen um des Himmelreiches willen und Eheleute um des Himmelreiches willen – weil es die »neue Familie« gibt, nämlich die Kirche.

Die Kraft des Christentums

Und das alles nicht deshalb, weil die Kirche eine Ansammlung von Helden und Heroen wäre. Der britisch-deutsche Journalist Alan Posener schrieb 2002:

Die ungeheure Kraft des Christentums beruht nicht zuletzt darauf, dass es seine Protagonisten so schwach sein lässt. Hier handeln keine Übermenschen. Verrat und Verleugnung, Käuflichkeit und Todesfurcht gibt es selbst im innersten Kreis. Keine andere Weltreligion hat einen vergleichbaren Mut. Keine andere Weltreligion sieht dem Menschen so fest und unerschrocken ins Auge. Es ist dies allerdings ein Erbe des Judentums [...]. Kein Volk hat sich in seinen heiligen Büchern so schonungslos selbst kritisiert, seine Könige so konsequent demontiert, seine Helden so menschlich scheitern lassen wie das auserwählte [...]. Es ist eine Geschichte, in der selbst Niedertracht und Verrat zum Werkzeug des Heils werden.

»Zum Werkzeug des Heils.« Dürfen wir diesen Text von Alan Posener nicht auch einmal auf die Verheirateten und die Nicht-Verheirateten in unseren Pfarreien anwenden? Da ist so viel Fragment, so viel Schwäche. Da sind so viele Niederlagen und so viele Blümenträume, die sich nicht erfüllt haben!

Und doch kann das alles zum Werkzeug werden für die eine Sache, die viel größer ist als unsere Träume. Für die eine Sache, die Gott als

Ziel schon immer vor Augen steht: eine durch das Lebenszeugnis des Gottesvolkes veränderte Welt. Und sobald sich Christen mit ihrer ganzen Kraft diesem Ziel zuwenden, das die Bibel »Reich Gottes« nennt, geschieht das Erstaunliche: Ehen werden wieder heil. Partner, die sich fremd geworden waren, finden neu zueinander. Kinder wenden ihre Herzen erneut den Eltern zu. Oder aber es geschieht doch wenigstens, dass Einsame getröstet werden, dass Getrenntsein zum »sanften Joch und zur leichten Last« wird (Mt 11,30), dass die Würde von Mann und Frau wiederhergestellt wird.

Ich denke mir manchmal: Was Gen 1–2 schildert, ist noch gar nicht zu Ende: Gott arbeitet noch immer an der Rippe, das heißt an dem Zueinander von Mann und Frau – und an der neuen Familie der Kirche, die aus dem Kreuzesleib Christi hervorgeht. Die Kirche ist noch immer auf dem Weg. Gott schafft durch sie noch immer und unentwegt an der Welt. Und er lädt uns ein, seine Mitarbeiter zu werden.

COVID-19

Seuchen, Epidemien und Pandemien gibt es in der Geschichte der Menschheit seit langem. Ich erinnere an die Zeiten der Pest, in denen in Europa ganze Landstriche entvölkert wurden. Fachleute errechnen für die Pest der Jahre 1331–1353 eine Zahl von ungefähr 140 Millionen Toten. Allerdings ist die Pest für uns keine lebendige Erinnerung mehr. Zeitlich viel näher liegt die »Spanische Grippe«, die in den Jahren 1918–1920 wütete. Ihr fielen weltweit 25 –50 Millionen Menschen zum Opfer. Aber auch das ist längst ferne Vergangenheit.

Trotz der schwindelerregenden Opferzahlen dieser »historischen Seuchen« dürfen wir sagen: Noch keine Pandemie hat die Weltbevölkerung mit solcher Wucht getroffen wie COVID-19 (= *coronavirus disease 2019*), und noch keine hat zu einer vergleichbaren weltweiten Beschädigung aller gesellschaftlichen Bereiche geführt. Der Grund dafür ist natürlich das 21. Jahrhundert mit seiner Geschäfts- und Urlaubsmobilität, seiner Verkehrsdichte und der so noch nie dagewesenen Vernetzung der Wirtschaft.

COVID-19 wird fast überall in der Welt als tiefe Zäsur empfunden. Und zwar deshalb, weil das Virus unser Leben beherrscht. Das betrifft in irgendeiner Form jeden, und keiner kann sich der neuen Situation entziehen – auch diejenigen nicht, die so tun, als brauche man die Pandemie nicht zur Kenntnis zu nehmen oder man könne sie gar leugnen. Diese Seuche wird die Gesellschaft, in der wir leben, verändern. Selbstverständlich stellt sie auch bohrende Fragen an die Theologie und an die Kirche.

Was bedeutet es, dass die Kirche, die ihrem Wesen nach »Versammlung« ist, sich plötzlich nicht mehr leibhaft versammeln kann – oder es nur tun kann, wenn alle Teilnehmer einen Atemsschutz tragen, seltsamen auf dem Boden ihres Gotteshauses klebenden Richtungspfeilen folgen, dann auf Lücke sitzen, nicht mehr gemeinsam singen, einander keinen Friedensgruß bieten und nach dem Gottesdienst praktisch nicht mehr miteinander reden? Man verstehe das nicht falsch! Ich bin sehr dafür, dass sich die Kirche bei ihren

Versammlungen an staatliche Vorschriften hält. Jedenfalls wenn es sich um einen Rechtsstaat handelt. Aber was würde es für sie bedeuten, wenn sich eine Krise dieser Art mit entsprechenden Restriktionen einmal über Jahre hinziehen sollte?

Und was bedeutet COVID-19 für die »Theodizee«, also für die Frage nach der Allmacht Gottes und der Zweckmäßigkeit der Schöpfung? Kann der christliche Glaube noch von einem allmächtigen und gütigen Gott sprechen, wenn durch die Gnadenlosigkeit dieser Pandemie zahllose alte und kranke Menschen dahingerafft werden, die Wirtschaft auf Krücken geht, die Armen in Brasilien, Indien und anderswo nichts mehr zu essen haben und das soziale Miteinander zutiefst gestört wird?

Die Theodizee-Frage stellte sich in Europa zum ersten Mal mit aufreizender Schärfe, als bei dem Erdbeben von Lissabon am Allerheiligentag des Jahres 1755 fast die ganze Stadt zerstört wurde. Die Menschen, die sich vor den verheerenden Bränden noch zum Meer hin retten konnten, wurden von einer riesigen Flutwelle ertränkt. Fast alle Kirchen Lissabons wurden zu Trümmerhaufen. Unzerstört erhalten blieb angeblich nur das Rotlichtviertel. Viele europäische Intellektuelle weigerten sich nach den Nachrichten über diese Katastrophe, noch weiter an die Vorsehung und die Vatergüte Gottes zu glauben.

Seitdem ist das Problem der Theodizee immer wieder virulent geworden, vor allem beim Blick auf den nationalsozialistischen Völkermord an den Juden Europas. Und jetzt erhebt sich die ganze Frage im Zusammenhang mit der Corona-Pandemie für viele von neuem.

Manche Theologen versuchen, das Problem der Theodizee zu lösen, indem sie die Schöpfermacht Gottes verkleinern. Oder sie gehen noch weiter und sagen, angesichts des globalen Elends könne Gott keineswegs mehr »allmächtig« genannt werden. Man könne ihn nicht mehr als »Herrn der Geschichte« denken. Er sei hilflos gegenüber dem nicht endenden Leid, habe sich aber in Christus selbst in dieses Leid hineinbegeben, um mit der Welt solidarisch zu sein.

Der Gedanke des Mitleidens Gottes mit der Welt ist richtig. Aber darf die Allmacht Gottes beschnitten werden? Die Vorstellung eines hilflosen und ohnmächtigen Gottes ist in sich widersprüchlich. Was

freilich noch viel schwerer wiegt: Sie ist absolut unbiblisch. Nicht einmal im Buch Ijob wird an der Allmacht Gottes und an seiner Schöpfungsweisheit das Geringste weggenommen. Ganz im Gegenteil! Die großen Gottesreden in den Kapiteln Ijob 38–41 wollen gerade die Souveränität Gottes erweisen. Allerdings betonen sie auch die Unzugänglichkeit Gottes und das Geheimnis der göttlichen Schöpfungsweisheit.

Das Problem der Theodizee kann von der Theologie also nicht dadurch gelöst werden, dass sie die Allmacht Gottes in Frage stellt. Das Problem muss anders angegangen werden – nämlich zunächst einmal mithilfe einer vernünftigen Schöpfungstheologie, die ernst macht mit dem, was Evolution in ihrem ganzen Ausmaß bedeutet.

Ich habe jetzt bewusst gesagt: »... *zunächst einmal mithilfe einer vernünftigen Schöpfungstheologie*«. Das heißt: Die Schöpfungstheologie hat in der Theodizeefrage keineswegs das letzte Wort. Das letzte Wort hat der Tod Jesu und hat die Auferweckung Jesu von den Toten – und dieses »letzte Wort« soll (zumindest in diesem Kapitel) ausgespart bleiben. Man kann nicht ständig und überall »letzte Worte« sprechen. Es gibt auch »vorletzte Worte«. Umsie soll es hier gehen. Denn wenn man nicht verstanden hat, was »Schöpfung« ist, kann man auch nicht verstehen, was »Auferstehung« als das Ziel aller Schöpfung bedeutet.

Ein kleines Stück Schöpfungstheologie

Ich setze ein bei dem Phänomen menschlicher Liebe – und zwar einer Liebe, die im Miteinander geläutert wurde und die zu wahrer Hingabe fähig ist. Selbstverständlich ist eines der Fundamente der Liebe zwischen Mann und Frau der sexuelle Bereich, den der Mensch mit seinen tierischen Vorfahren gemeinsam hat: die Anziehung, das Verlangen, die Lust, die Befriedigung. Das heißt aber gerade nicht, dass für den Menschen Anziehung, Verlangen, Lust und Lustbefriedigung einfachhin tierisch seien. Gewiss: Sie können es werden, wenn sich der Mensch wie ein Tier oder sogar noch tierischer als jedes Tier verhält. Verlangen und Lust können aber auch *menschlich* geprägt sein. Und das

müssen sie sogar. Ihre spezifisch menschliche Reife erreicht die Liebe erst in dem Augenblick, in welchem sie nicht mehr nur ihre eigene Lust, sondern vor allem das Glück des Anderen sucht, dann also, wenn sie im vollen Sinn »Du« sagt: »Du mit allem, was Du bist« – »Du allein« – »Du für immer« – »Mit Dir zusammen für Andere«. Und genau an dieser Stelle setzt die Liebe Freiheit voraus.

Wahrhaft menschliche Liebe kann nicht versuchen, den Anderen für die eigene Lust zu instrumentalisieren oder den Anderen auf das eigene Bild hin zu formen und zu modellieren. Wahre Liebe kann auch nicht bedeuten, dass man einem anderen Menschen ausgeliefert ist. Dann wäre sie ein Gefängnis der übelsten Sorte. Wirkliche Liebe hat den Anderen in Freiheit gewählt, und sie setzt voraus, dass ihr jene Würde entgegengebracht wird, die jedem Menschen zusteht. Wirkliche Liebe ist deshalb untrennbar mit Freiheit verknüpft. Liebe, die man sich nicht gegenseitig in vollem Einverständnis schenkt, bleibt ein Fragment. Das Größte, das Schönste und das Menschlichste, das es in der Welt gibt, setzt also Freiheit voraus – freie, ganzheitliche Annahme des Anderen.

Und nun gehen wir einen Schritt weiter! Auch die Freiheit hat ihre Voraussetzungen. Freiheit setzt nämlich Geschichte voraus. Das sollte unmittelbar einleuchten. Denn Freiheit ist eben nicht eines Tages vom Himmel gefallen und war dann einfach da. Sie brauchte eine lange »Freiheitsgeschichte«, um allmählich das zu werden, was sie sein kann. Freiheit musste ersehnt, errungen und oft bitter erkämpft werden. Sie war keine Selbstverständlichkeit. Wir alle leben von den Freiheitsräumen, die uns andere im Lauf der Geschichte aufgetan haben. Irgendwann, am Morgen der Menschheit, muss es Einzelne gegeben haben, die nicht einfach wie die Tiere ihren Instinkten folgten, sondern stattdessen etwas *wählten*, das sie für gut und sachgerecht bzw. für besser und sachgerechter hielten als anderes. So begann die Freiheitsgeschichte des Menschen. Sie ist mehr als bloße »Naturgeschichte«. Sie begann langsam zu wachsen wie eine noch sehr zarte, ständig gefährdete Pflanze.

Das gewaltige Feld der Geschichte, an dem sich die Historiker abarbeiten, ist eine immer wieder gestörte – aber letztlich nicht aufzuhaltende Geschichte der Aufklärung, der Emanzipation und der Suche nach Freiheit. Die Freiheitsgeschichte jedes Einzelnen lebt von

dieser größeren Geschichte, gibt ihr aber auch immer wieder ihre Anstöße.

Die Geschichte der Emanzipation und der Freiheit geht also weit über bloße Naturgeschichte hinaus. Sie transzendiert und verwandelt sie. *Aber sie setzt sie natürlich auch voraus.* Die Freiheitsgeschichte des Menschen hat ihre Basis und sie ist eingebettet in die Geschichte der Natur, in die Geschichte des Kosmos, in die Evolution. Dies zu sehen, ist der entscheidende Punkt, auf den es mir hier ankommt. Man kann sich diesen springenden Punkt am Phänomen der »Generationenfolge« verdeutlichen.

Freiheitsgeschichte entwickelt sich in Epochen. Es gab, um ein Beispiel zu nennen, die Epoche der Europäischen Aufklärung – mit all ihren Einseitigkeiten, aber auch mit all ihren Einsichten. Der 1. Weltkrieg und alles, was auf ihn folgte, hat dann zwar den naiven Fortschrittsoptimismus des 18. und 19. Jahrhunderts endgültig erschüttert, aber keineswegs grundlegende Einsichten der Aufklärung zu Schanden gemacht. Ähnliches geschah einst in Griechenland, Ähnliches in Israel. Wirkliche Freiheitsgeschichte setzt die Aufeinanderfolge von Generationen voraus, braucht je neue Generationen, die auf den Einsichten ihrer Vorläufer aufbauen, sie aber auch modifizieren, verbessern oder sogar revolutionieren. Und eben weil die Freiheits- und Aufklärungsgeschichte der Menschheit ohne das Aufeinanderfolgen und den Dialog vieler Generationen nicht denkbar ist, setzt sie auch das Ende und den Tod ihrer Vorläufer und Vorkämpfer voraus.

Damit aber sind wir schon mitten in dem ungeheuerlichen Geschehen der Evolution. Denn diese lebt geradezu von Beendigung, Abbruch und Tod – eben weil sie Platz braucht, um Neues zu erproben und das Gelungene weiter voranzutreiben. Evolution setzt ständige Mutation, setzt das Weiterleben gelungener Mutanten, setzt aber auch den Abbruch und das Ende überholter Formen voraus.

Genau an dieser Stelle lohnt sich der Blick in ein Buch, das 1895 veröffentlicht wurde. Sein Verfasser war Herbert George Wells, und es hatte den Titel: »Die Zeitmaschine« (»The Time Machine«). Dieses Buch wurde zum Vorläufer und Wegbereiter der berühmten

dystopischen Romane »Schöne neue Welt« von Aldous Huxley (1932) und »1984« von George Orwell (1949).

Der »Zeitreisende«, die Hauptfigur des Buches von H. G. Wells, hat eine Zeitmaschine erfunden, mit der er in die 4. Dimension gelangen und durch die Jahrtausende rasen kann. Bei seiner 1. Reise versetzt ihn sein Gerät in das Jahr 802.701. Als er seiner Maschine entsteigt, trifft er an der Stelle, an der sein Haus gestanden hatte, auf eine neue, radikal veränderte Welt. Als er schließlich nach schrecklichen Erlebnissen wieder zu dem Tag seiner Abreise zurückgelangt ist, versucht er seinen Bekannten, die ihm mit größter Skepsis zuhören, diese veränderte Welt, mit der er konfrontiert war, zu deuten. Und das hört sich folgendermaßen an:

Die ganze Welt wird [eines Tages] intelligent und gebildet zusammenarbeiten; alles wird schneller und schneller auf die Unterjochung der Natur hinzielen. Am Ende werden wir das Gleichgewicht tierischen und pflanzlichen Lebens klug und sorgfältig verschieben und unseren menschlichen Bedürfnissen anpassen.

Diese Anpassung, möchte ich behaupten, musste in dem Zeitraum, den meine Maschine übersprungen hatte, gut und für alle Zeiten gelungen sein. Die Luft war jetzt frei von Mücken, die Erde von Unkraut und Pilzkrankheiten; überall sah ich Früchte und liebliche und köstliche Blumen; leuchtende Schmetterlinge flogen hin und her. Das Ideal der Gesundheitsvorsorge war erreicht. Krankheiten waren ausgerottet. Während meines ganzen Aufenthaltes habe ich kein Zeichen irgendeiner ansteckenden Krankheit gesehen. Und ich werde Ihnen später noch berichten können, dass selbst die Prozesse der Fäulnis und der Zersetzung durch diese Veränderungen tiefgehend beeinflusst worden waren.

In diesem Abschnitt seiner Erzählung trägt der Zeitreisende einen utopischen Menschheitstraum vor: nämlich den Traum von einer Welt, in der es kein Unkraut mehr gibt, sondern nur noch Kulturpflanzen; keine lästigen Stechmücken mehr, sondern nur noch herrliche Schmetterlinge; keine gefährlichen Mikroben, keine Krankheiten und

überhaupt nichts Bedrohliches mehr. Die Erde ist durch eine internationale Wissenschaft bis tief in ihre Mikrowelt hinein verändert worden.

Es spricht allerdings für die Intelligenz von H. G. Wells, dass sich die gerade zitierte Deutung des Zeitreisenden während des Buches langsam als hochgefährliche Täuschung erweist. Die anscheinend erlösende Verwandlung der Welt war begleitet von der Entstehung einer tierisch-abgründigen Gegenwelt, von der unaufhörlich Angst, Schrecken und Tod ausgehen.

Aber bleiben wir bei dem zitierten Abschnitt! Kein Unkraut, keine Stechmücken, keine Mikroben, keine Fäulnis mehr? Wir sind inzwischen aus bitterer Erfahrung dabei, solche Verirrungen zu korrigieren. Wir sprechen nicht mehr von »Unkraut«, sondern von »Wildkräutern«. Wir lassen an den Rändern der Äcker und Straßen bewusst »Unkraut« wachsen, weil langsam auch der Letzte zu begreifen beginnt, dass es sonst bald keine Insekten mehr gibt und ohne Insekten auch viele Vogelarten nicht mehr – und wegen der Vernetzung unserer Lebenswelt auch noch unvorstellbar vieles andere nicht mehr.

Außerdem wissen wir: Ohne Mikroben und ohne Fäulnis würde sich unser Planet sehr schnell in einen riesigen Abfallhaufen verwandeln. Denn Mikroben sorgen für die Müllabfuhr der Natur, und Verwesung reinigt unablässig unseren Planeten. Allerdings: Der Illusion einer Welt ohne Krankheiten jagen wir noch immer nach. Weil wir nämlich verkennen, dass Krankheiten etwas mit der Evolution zu tun haben – und dass es eine völlig sterile und für immer durchgestylte Welt nicht geben kann und auch gar nicht geben darf.

Wir müssen also den vollen Umfang und die ganze Radikalität des Phänomens »Evolution« in den Blick nehmen: von dem Entstehen erster organischer Verbindungen, der Entwicklung von Makromolekülen und erster einzelliger Lebewesen bis zum Hochkommen des *homo sapiens sapiens* – und dazwischen das Erscheinen und Verschwinden zahlloser biologischer Formen und Lebewesen. So führt kein Weg an der Einsicht vorbei: Geburt und Tod der Individuen und selbstverständlich auch Deformationen und Krankheiten gehören unabdingbar zur Evolution.